Zeitschrift: Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz

Herausgeber: Historischer Verein Zentralschweiz

Band: 108 (1955)

Artikel: Louis-Philippe als Flüchtling in der Schweiz : Mai 1793-März 1795

Autor: Weber, Alois

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118447

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Louis-Philippe als Flüchtling in der Schweiz

Mai 1793—März 1795

Von Al. Weber

VORWORT

Neben den Memoiren von Madame de Genlis, die zur Genüge bekannt, aber nur mit Vorsicht zu verwenden sind, bilden die «Lettres historiques» im Archiv der Barone Hottinguer in Paris eine zuverlässigere Grundlage für eine Studie über den Aufenthalt von Louis-Philippe in der Schweiz zur Zeit der Revolution. Die Sammlung enthält, außer den Briefen des Generals Montesquiou und anderer Persönlichkeiten, ca. 50 handschriftliche Briefe von Louis-Philippe nach seiner Flucht aus Frankreich (also aus Zug, dem Zollhaus bei Sachseln, Reichenau und Bremgarten), dann die Briefe, die er auf seiner Reise durch Deutschland und Skandinavien geschrieben.

Zu wiederholten Malen sind sie schon benützt worden:

Zuerst von Denis Cochin. Louis-Philippe d'après des documents inédits. Paris, Hachette, 1918. Dann von J. d'Elbée. In der Revue hebdomadaire, 1925. (Einleitung und Edition einer Auswahl der «Lettres historiques».)

Zuletzt von Raymond Recouly. Louis-Philippe, Roi des Français. Chemin vers le Trône: Les Editions de France, 1930.

Ist der Inhalt der vergilbten Dokumente nicht schon zur Genüge ausgeschöpft worden? Diese Frage drängte sich auf, als mir im Juli 1952 das äußerst freundliche und verdankenswerte Entgegenkommen der Barone Hottinguer die Briefsammlung zugänglich machte. Eine vergleichende Prüfung des bereits verarbeiteten Materials mit den

Handschriften ließ die Frage verneinen, denn die drei oben genannten Schriftsteller hatten meistens nur das ausgewählt, was das französische Publikum interessiert; zudem erfährt in den Werken von Cochin und Recouly der Schweizeraufenthalt von Louis-Philippe keine eingehende Darstellung.

Die Briefsammlung verdankt ihr Entstehen dem Marquis de Montesquiou; er legte sie an während er als Flüchtling in Bremgarten weilte. Als er 1795 nach Frankreich zurückkehren konnte, schenkte er sie seinem Freunde H. Hottinger in Zürich, der sie dann seinem Neffen, dem Baron Jean Conrad Hottinguer (1764—1841), Banquier in Paris, übermachte. «Dieser war nach Frankreich gekommen, um in die Schweizergarde einzutreten, zog es aber vor, Kaufmann zu werden, und arbeitete sich rasch empor, als die Revolution ausbrach. Man denunzierte ihn als Königlichgesinnten, so mußte er nach Amerika fliehen. Zur Zeit des Konsulates kehrte er nach Paris zurück und gründete die Bank, die noch heute seinen Namen trägt und nicht aufgehört hat, den ersten Rang in der Hochfinanz zu behaupten. Als Franzose naturalisiert, wurde Jean Conrad Hottinguer nacheinander Präsident der Handelskammer, Régent de la Banque de France, Mitglied des Generalrats in Paris und Oberst der Nationalgarde.» (Notiz im Repetitorium der Sammlung). Die Barone Hottinguer, die heute der Bank vorstehen, sind seine direkten Nachkommen.

EINLEITUNG

Die Ahnenreihe des zukünftigen Bürgerkönigs geht zurück auf den Bruder Ludwigs XIV., auf Philippe d'Orléans (1640—1701). Drei Generationen trennen diesen vom gleichnamigen Vater von Louis-Philippe, den die Kommune von Paris aber Philippe-Egalité benannte. Blindlings finanzierte dieser reichste Mann Frankreichs die Revolution, deren Tragweite er allerdings nicht ahnte, und vertraute sich den wogenden Fluten an, die ihn schließlich verschlangen. Aus Feigheit und Furcht stimmte er für den Tod des Königs Louis XVI, seines Vetters. Die schändliche Tat lastet nun wie ein

blutiger Schatten auf seinem Namen und auf dem seiner Familie, sie erregte selbst den Abscheu der Revolutionsmänner. Robespierre sagte verächtlich: «Der Unglückliche, nur ihm war es erlaubt, sich der Stimme zu enthalten, und er hat es nicht gewagt.»

Von Ludwig XIV. bis zur Revolution haben die Könige ihre Vettern kalt gestellt, teilweise mit Recht, teilweise mit Unrecht. Diese fühlten sich deshalb gedemütigt, zur Untätigkeit verurteilt, man fand sie höchstens würdig, ihren nächsten Blutsverwandten beim «petit lever» das Taghemd zu reichen. So begreift man einigermaßen, daß sie auf Abwege gerieten und sich von den Oppositionsparteien betören ließen.

Als die Bourbonen nach dem Sturze Napoleons wieder den Thron bestiegen, trübte Mißtrauen die Beziehungen zum rechtlich denkenden Sohn von Philippe-Egalité, sodaß auch er allmählich in die oppositionelle Strömung geriet. Nach außen zögernd, aber ohne innere Bedenken, nahm er nach der Juli-Revolution die Königswürde an. Er, der Vormund des Herzogs von Bordeaux, des legitimen Anwärters auf den Thron, beraubte ein Kind von neun Jahren seiner Erbschaft und seiner Rechte. Der Bürgerkönig konnte aber sein Gewissen beruhigen, denn nie hätte die triumphierende Revolution in Paris den Herzog von Bordeaux ohne Blutvergießen anerkannt. Sie erhob Louis-Philippe auch nur, um der drohenden Anarchie zu entgehen und weil seine Regierung nach einem berühmten Wort: «die beste der Republiken» bedeutete.

Die ältere Linie der Bourbonen ist heute erloschen, nur der Stamm der Orléans blüht weiter.

DIE JUGENDZEIT VON LOUIS-PHILIPPE

Die Bourbonen beider Linien legten den größten Wert auf die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder. Ein «Gouverneur» wurde sorgfältig ausgewählt, der mit einem Stab von Mitarbeitern die Führung übernahm. Persönlichkeiten wie Bossuet und Fénelon, hatten sich ehemals geehrt gefühlt, ein solches Amt auszuüben. Man kann deshalb das Erstaunen, das Kopfschütteln, das spöttische La-

chen der Hofleute begreifen, als anfangs 1780 bekannt wurde, daß Madame de Genlis [1], bisher die Gouvernantin der Töchter des Herzogs von Orléans, in Zukunft auch die Stelle des Gouverneurs beim siebenjährigen Louis-Philippe und seinen jüngern Brüdern übernehmen würde. Wohl war die Erzieherin von den Ideen Rousseaus eingenommen, sie wußte, wie dieser den Aristokratenzögling Emile erziehen wollte, damit er allen Wechselfällen des Lebens standhalten konnte. So befolgte sie gewisse seiner Vorschriften, wo es sich um körperliche Ertüchtigung, Handarbeit und Unterricht in nützlichen Fächern handelte. Unbestreitbar hat das alles dem Prinzen später erlaubt, die Schwierigkeiten der veränderten Lebensbedingungen zu überwinden. Hierin besteht das Hauptverdienst der Erziehung durch Madame de Genlis. Die autoritäre und selbst autokratische Frau ging aber meistens nach eigenen Ideen vor, die denen von Rousseau geradezu widersprechen. So wurde der Prinz von Anfang an, wie in diesen Kreisen üblich, in der katholischen Religion erzogen, und zwar von einem Priester, der ihm auch etwas Griechisch und Latein beibrachte. Die humanistische Bildung war stark vernachlässigt, umsomehr Wert legte die Erzieherin auf die praktische Beherrschung der modernen Sprachen. Die Kinder sollten fließend deutsch, englisch und italienisch sprechen können, die Grammatik und die Kenntnis der Literaturen spielten dabei keine Rolle. Am Morgen wurde deutsch gesprochen, am Mittag und beim Nachmittagsspaziergang englisch, beim Nachtessen italienisch. Als Lehrer standen zur Verfügung, am Morgen ein deutscher Gärtner, am Mittag und am Abend je ein englischer und ein italienischer Kammerdiener: Die Berlitz-Methode vor ihrer Erfindung! Das befähigte

---

[1] Ihr Vater, Ducrest de Saint-Aubin, war Hauptmann und stammte aus dem niederen Adel. Die Mutter besaß nur eine bescheidene Lebensrente, die dem Ehrgeiz der Tochter Félicité (1746—1830) nicht genügte. Beide zogen es vor, zeitweise die verdächtige Gastfreundschaft des schwerreichen Steuereinnehmers La Popelinière zu genießen. Félicité war eine pikante Schönheit; sie verstand es, die Harfe, das Modeinstrument der Zeit, kunstvoll zu spielen. Man erzählt, daß der blasierte Lebemann Charles-Alexis Brulard, der die Titel marquis de Sillery und comte de Genlis führte, sich während seiner Gefangenschaft in England in ihr Porträt verliebte. Sicher ist, daß er nach seiner Rückkehr die sechzehnjährige Tochter heiratete. Die schöne Künstlerin entpuppte sich nun als ein wahrer Blaustrumpf. Mit Heißhunger verschlang sie alle Bücher, die ihr in die Hände fielen, und versuchte durch den Verkehr mit Schriftstellern, Gelehrten und Rei-

Louis-Philippe später in Reichenau, Mathematik, Geographie und Geschichte in drei verschiedenen Sprachen zu dozieren. Er hätte sein Leben auch mit Korbflechten verdienen können, zudem war er — allerdings oberflächlich — in die Kenntnisse der Gärtnerei, der Tischlerei, der Töpferei, der Weberei und der Buchbinderei eingeführt worden. Es würde aber zu weit führen, hier das gesamte Unterrichts-Programm der Erzieherin aufzurollen. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß neben den Körperübungen und dem Sport die praktischen und nützlichen Fächer das Ganze beherrschten. Dies entsprach wohl dem nüchternen und gesunden Menschenverstand, der stets überlegenden Intelligenz des jungen Prinzen, gab ihm aber nicht, was ihm fehlte: den Sinn für das Schöne in der Natur und in den Geistes- und Kunstwerken der Menschen, noch gab ihm die andauernde Beschäftigung mit dem Nur-Nützlichen den emporsteigenden Gedankenflug eines Geistes, der auf das Große und Erhabene gerichtet ist.

Als 1789 die Revolution ausbrach, war Louis-Philippe sechzehn Jahre alt, seine «Studienzeit» war absolviert, nun begann seine politische Erziehung. Die zwei Personen, die den größten Einfluß auf ihn ausübten, sein Vater und seine Erzieherin, hatten ihn ganz mit ihrer revolutionären Begeisterung erfüllt. Es kann also nicht verwundern, wenn der Prinz in jugendlich naivem Eifer sich dem Dienst der neuen Ideen hingab. Er ließ sich beim Jakobinerklub einschreiben und Sillery, der Gatte von Madame de Genlis, diente ihm als Pate bei der Aufnahme. Als fleißiger, gewissenhafter und noch etwas einfältiger Neuling verfehlte er keine Sitzung und ließ sich von den oft langweiligen Diskussionen und Reden nicht zurückschrecken. Sein revolutionärer Eifer störte sein religiöses Gefühl nicht. In sei-

---

senden ihre mangelhafte Bildung zu bereichern, was ihr den Spottnamen «fée de la pédanterie» eintrug. In den 80 Bänden (Romane, Memoiren, Werke über Religion und Erziehung) findet man den Abklatsch von allem dem, was sie las, hörte und erlebte. Diese Schriften erregten ebensosehr scharfen Widerspruch, wütenden Haß wie leidenschaftliche Bewunderung.

Ihr Aufstieg in den höhern Adel bewirkte, daß man sie am Hofe von Versailles vorstellte, wie auch im Palais-Royal, der Residenz der Familie Orléans. Sie wurde Gouvernantin der Prinzessin Adélaïde, der Tochter des Herzogs von Orléans, des späteren Philippe-Egalité. Einige Zeit war sie seine Geliebte. Als er sie wegen einer anderen verließ, verstand sie es, seine Freundin zu bleiben. Er berief sie nun als Erzieherin seiner Kinder, sehr zum Leidwesen seiner Gat-

nem Tagebuch notiert er, er habe gebeichtet und der Messe beigewohnt.

Glücklicherweise entriß ihn bald der Militärdienst der Beschäftigung mit der Politik. Seiner Eigenschaft als Prinz verdankte er die sofortige Ernennung zum Obersten eines Dragonerregiments, das in der ruhigen Provinzstadt Vendôme stationiert war. Er bemeisterte vortrefflich seine Aufgabe, denn er war sportlich trainiert, konnte ausgezeichnet reiten und fechten, schaute auf Ordnung und Disziplin und erwies sich in den Verwaltungssachen als peinlich genauer Geschäftsmann.

Ende 1791 wurde das Regiment nach Flandern verlegt wegen des drohenden Krieges. Dieser begann erst am 20. April des folgenden Jahres mit anfänglich ungünstiger Wendung für Frankreich. Als Longwy und Verdun kapituliert hatten, nahm eine Panikstimmung überhand. Unruhen brachen aus, die Tuilerien wurden gestürmt, der König wurde abgesetzt und anfangs September begann man in Paris und anderen Städten die gefangenen Priester und Aristokraten niederzumetzeln. Unterdessen war Dumouriez zum Oberbefehlshaber ernannt worden und unter ihm stand Louis-Philippe und zeichnete sich an den siegreichen Kämpfen von Valmy und Jemappes aus. Aber Dumouriez war ein General, der sich mit Politik beschäftigte; am liebsten wäre er nach Paris gezogen, um die Regierung zu stürzen; zu seinem Leidwesen war aber kein Verlaß auf die Mehrzahl seiner Soldaten. In Paris hatte man seine Absichten durchschaut und nur eine schnelle Flucht in das feindliche Lager rettete ihn vor der Gefangennahme und der Guillotine. Auch Louis-Philippe, der General Egalité, wie er wegen seines Vaters genannt wurde, mußte, obwohl er an den politischen Umtrieben von Dumouriez unbeteiligt war, in die Verbannung ziehen, denn das gleiche Schicksal wäre

---

tin, der Prinzessin von Bourbon-Penthièvre, welche diese Schmach 12 Jahre lang geduldig ertrug. Nach dem Ausbruch der Revolution entfloh Madame de Genlis mit der Prinzessin Adélaïde nach Belgien, dann in die Schweiz, wie hier erzählt wird. Als ihr 1794 die Obhut der Prinzessin entzogen wurde, zog sie nach Deutschland und Dänemark. Unter Napoléon wurde sie Inspektorin der Primarschulen, und die unermüdliche Schriftstellerin erhielt eine ansehnliche Pension. Die Restauration machte ihrem Ansehen ein plötzliches Ende, nur Louis-Philippe gewährte seiner ehemaligen Erzieherin eine kleine Unterstützung bis zu ihrem Lebensende.

auch ihm bevorgestanden. Von den Oesterreichern erhielt er glänzende Angebote, die er ausschlug, denn gegen sein Vaterland wollte er nicht kämpfen. So lenkte er seine Schritte nach der Schweiz.

DIE FLUCHT IN DIE SCHWEIZ

Basel—Schaffhausen—Zürich

Als der neunzehnjährige Prinz den Schweizerboden betrat, war er, obwohl ein Jüngling noch, bereits ein Mann geworden; die überstürzenden Ereignisse hatten ihn gereift. In der Revolution hatte er zuerst nur die Verwirklichung der Prinzipien der glorreichen römischen Republik gesehen, in deren Erwartung man ihn erzogen hatte. «Madame de Genlis — so schrieb er — machte aus uns aufrichtige und tugendhafte Republikaner, aber ihre Eitelkeit verlangte, daß wir fortfuhren Prinzen zu sein.» Und mit seinem gesunden Menschenverstand fügte er hinzu «das war schwierig zu vereinbaren.» Bald gab er sich Rechenschaft, wie blitzschnell die Revolution die literarischen Vorstellungen einer idealen Republik umstürzte. Er kam zur Besinnung und zog sich von der Politik zurück. Aber die Politik war wie ein Gift rasch in die Armee eingedrungen und der Fall von Dumouriez hatte alle höhern Offiziere, die unter ihm gedient hatten, mitgerissen. Mehr als das brauchte es nicht, damit ein französischer Prinz trotz seiner absoluten Aufrichtigkeit als Soldat und Republikaner der Convention als verdächtig erschien. Er konnte nun schreiben: «Außerhalb Frankreich, außerhalb der Armee, bin ich nur noch ein Geächteter». Die Revolution, für die er in jugendlicher Begeisterung geschwärmt hatte, erschien ihm nun in ihrer unverhüllten Wirklichkeit; die Republik, wenn sie ausgerufen ist, braucht keine Könige und keine Prinzen mehr, auf sie harrt der Kerker, das Schafott oder die Verbannung.

Eine andere, plötzlich eintretende intime Enttäuschung hatte Louis-Philippe am Vorabend seiner Flucht aus Belgien erlebt. Auf Befehl seines Vaters hatten Madame de Genlis und Adélaïde, seine jüngere Schwester, seit einiger Zeit das unruhige Paris verlassen und Unterkunft und Schutz in Tournay, im Quartier des Prinzen gefunden. Kaum drohte aber Gefahr, da bestellte die Erzieherin ein

Fahrzeug und war schon im Begriff, in der Nacht sich heimlich zu entfernen, als der Prinz sie noch ereilte und zwang, seine Schwester mitzunehmen. Wie ein grelles Licht durchleuchtet dieses Ereignis den Charakter von Madame de Genlis. Diese kalte, berechnende Person, die bisher hauptsächlich von der Freigebigkeit von Philippe-Egalité gelebt hatte, sah voraus, daß nun die Geldquelle versiegen würde, und sofort empfand sie ihre Stellung bei ihren ehemaligen Zöglingen als bloßstellend. So sah der Prinz, wie die «zweite Mutter», die er bisher abgöttisch verehrt und mehr als die eigene Mutter geliebt hatte, sich bei der ersten Gefahr benahm. Seine Enttäuschung muß gewaltig gewesen sein. Ein Schleier zerriß vor seinen Augen und offenbarte ihm auch hier die Wirklichkeit. Von diesem Moment an fing er an zu ahnen, Madame de Genlis könnte der böse Genius der Familie Orléans gewesen und zum Teil Schuld an ihrem Unglück sein. Daher faßte er auch den Entschluß, seine Schwester, sobald die Verhältnisse es erlauben würden, ihrer Obhut zu entreißen. Damit hat sich seit 1789 bei Louis-Philippe eine große Veränderung vollzogen: er hat die Lehren der Ereignisse rasch begriffen.

Die Flucht nach der Schweiz hatte ihn über Lüttich, Köln und Frankfurt geführt. Dort war ihm die Nachricht zugekommen, daß sein Vater nach stürmischen Sitzungen des Konvents verhaftet worden war. Die Zeitungen Frankreichs berichteten ausführlich über das Komplott von Dumouriez und brandmarkten als Komplizen den General Egalité. In Deutschland und England hingegen wurde ein Manifest von Dumouriez veröffentlicht, in dem dieser seine Beziehungen zur Familie Orléans klarlegte. Den Vater verurteilte er wohl wegen seiner schmählichen Stimmabgabe beim Prozeß des Königs, aber den Sohn rechtfertigte er: nie habe er den Ehrgeiz gehabt, sich als Regent oder König ausrufen zu lassen. Diese Nachrichten waren auch in Basel bekannt, als Louis-Philippe dort ankam. Es kann nicht verwundern, daß scharfe Augen den Flüchtling erkannten und seine Ankunft nach Paris gemeldet wurde [2]. Mit dem Adjutanten, dem Grafen de Montjoie, und dem treuen Diener Baudoin war er hergereist.

---

[2] Paris, Archives du Ministère des Affaires étrangères. Papiers de Barthélemy, ambassadeur de France en Suisse. Vol 434 f° 350.

L. N. Révalz (politischer Beauftragter in Deutschland) an Le Brun (Kriegsminister) Bâle, 3 mai 1793. M. de Chartres (Louis-Philippe) a été vu ici par

Auf die Nachricht hin, seine Schwester und Madame de Genlis seien in Schaffhausen, begab er sich dorthin [3]. Da die Prinzessin von der Reise ermüdet war, blieben sie in der Stadt bis am 6. Mai.

Tags darauf wurde die Reise nach Zürich fortgesetzt, wo sie im Gasthof zum Schwert, im Zentrum der Stadt, logierten. Kaum vernahmen aber die Behörden den Namen der Reisenden, so wurden sie sofort ausgewiesen [4]. In der Stadt waren sie übrigens bereits von flüchtigen Franzosen bemerkt und feindselig behandelt worden. Eines Abends, als sie spazierten, erzählt die Gouvernantin in ihren Memoiren, näherte sich der Prinzessin ein Emigrant mit frecher Miene und mit den Sporen, die er trug, riß er ein großes Loch in ihr leichtes Sommerkleid. Von dieser Zeit an beherrschte sie die Furcht, erkannt zu werden. Sie fürchteten nicht nur die Behörden und die Gastwirte, sondern besonders auch die Emigranten, denen sie häufig begegneten, und die sie erkennen konnten.

IN ZUG [5]

Auf welchen Wegen — oder viel mehr Umwegen — denn nun versuchten sie die feindlichen Mächte über die eingeschlagene Richtung zu täuschen — sie nach Zug gelangt sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Am 14. Mai tauchten sie dort auf und fanden Unter-

---

plusieurs personnes, notamment par le lieutenant de Royal-Suède. On m'a assuré qu'il va voyager en Suisse avec l'adjudant général Montjoye qui est arrivé dimanche 28.

[3] Idem. Vol. 424, f° 333. Barthélemy an Le Brun. Bâle, 3. mai 1793. On croit ici... que le ci-devant général Egalité est arrivé à Schaffhouse pour voyager en Suisse. Montjoie, aide de camp de Dumouriez, s'est rendu d'ici à Schaffhouse.

[4] Idem. Vol. 434, f° 381. Barthélemy an Le Brun. Baden, 11 mai 1793. Le ci-devant général Egalité et les femmes françoises contre lesquelles la Convention nationale a porté un décret d'arrestation sont arrivés il y a peu de jours à Zurich. Ils avoient l'intention de faire une acquisition dans ce Canton. Ils ont bientôt vu que cela ne leur seroit pas permis, lorsque peu après leur arrivée les magistrats de Zurich leur ont fait demander quand ils partiroient. Ils étoient encore dans cette ville lorsqu'ils ont été instruits que le sénat de Berne avoit décidé de ne pas les recevoir à Berne s'ils s'y présentoient. Je n'ai pas appris de quel côté ils vont tourner leurs pas.

[5] Ein ausführlicher Bericht über den dortigen Aufenthalt erschien 1950 im Zuger Neujahrs-Blatt von Dr. Hans Koch.

kunft im damals abgelegenen Hof Tschuopis (heute Blumenhof). Dort blieben sie ungestört etwas mehr als einen Monat. «Wir empfingen keine Besuche und verließen das Haus nur zu Spaziergängen oder zum Kirchenbesuch», schreibt die Erzieherin. Da sie aus Vorsicht in der Oeffentlichkeit nur Englisch miteinander sprachen, konnten sie sich als Irländer ausgeben [6]. Das Essen brachte man ihnen vom Gasthaus Ochsen herauf. Man hat vermutet, daß Louis-Philippe während des Zuger-Aufenthaltes sehr oft als Gast im Ochsen erschien, daß er sogar abends mit den Stammgästen beim gutbürgerlichen Schoppen zusammensaß [7]. Das widerspräche aber offensichtlich der peinlichen Zurückhaltung, die er sich auferlegen mußte. Selbst die Geschenke, die der Ochsenwirt und der Bannerherr F. J. Müller nach 1830 erhielten, dürfen nicht als Beweis engerer Bekanntschaft oder Vertrautheit gedeutet werden [8].

Bald wurden sie wiederum von durchreisenden Emigranten erkannt. Die ganze Stadt erfuhr, wer sie waren, Zeitungen verbreiteten die Nachricht und Bern beschwerte sich über ihren Aufenthalt in Zug. Das veranlaßte die Behörden, sie höflich zu ersuchen, bald weiterzuziehen [9]. In dieser Zeit erhielten sie den Besuch von Mont-

---

6 Paris. Archives... (op. cit.) Vol. 436, f⁰ 108. Barthélemy an Le Brun. Baden, 22 juin 1793. Le ci-devant général Egalité et toutes les femmes françoises qui voyagent avec lui, se faisant passer pour une famille irlandoise, habitent effectivement une maison près de la ville de Zug. Ils vivent extrêmement retirés et ne se montrent à personne. Je sais que l'Etat de Zug est décidé, lorsqu'il aura pu vérifier qu'ils ne sont pas Irlandois mais Egalité et sa suite, de les inviter à aller plus loin.

7 Zuger Kalender 1921.

8 Der Bürgerkönig war zum größten Teil wieder in den Besitz des ungeheuren Reichtums seines Vaters gelangt. Mehrmals verteilte er goldene, mit Diamanten geschmückte Tabakdosen und andere kostbare Gaben an Leute, die ihm als Flüchtling einen Dienst erwiesen hatten. Wie sehr er freigebig war, wenn er an die vergangenen Zeiten der Verbannung zurückdachte, zeigt folgendes Begebnis. (Zitiert von Raymond Recouly). Als er am 24. September 1796 nach Amerika verreiste, befanden sich im Zwischendeck zehn arme Emigranten, die ihr Glück in der Neuen Welt versuchen wollten. Bei ihnen war auch ein Franzose, ein Kleinkrämer aus Rouen. Dieser erhielt nach 1830 zu seinem größten Erstaunen eine prächtige goldene Medaille als Erinnerung an die gemeinsame Ueberfahrt.

9 Paris, Archives... (op. cit.) Vol. 436, f⁰ 127. Barthélemy an Deforgues. Baden, 22. Juni 1793. J'apprends par des lettres de Zug que l'Etat ayant été instruit par le Moniteur que la famille se disant Irlandoise qui s'est établie hors de cette ville, est composée du ci-devant général Egalité et des femmes françoises

joie, der von Basel über Bremgarten hergereist war, dort ihre Lage mit dem General Montesquiou besprochen hatte und dessen Hilfsbereitschaft erwähnte [10]. Diese Nachricht bedeutete ihre baldige Rettung.

Vier Briefe von Louis-Philippe an seinen viel ältern und welterfahrenen Kollegen, den General Montesquiou, orientieren genauer und wahrheitsgetreuer als die Memoiren von Madame de Genlis über das, was nun vorging. Sie sind wie folgt adressiert: A Monsieur le Chevalier de Rionel à Bremgarten. Das war der Deckname von Montesquiou, er klingt noch ganz aristokratisch, salonfähig, während der Prinz seine Mitteilungen mit dem bäurisch derben Namen «Kembel» unterzeichnet. Wir vernehmen die Anwesenheit eines vierten Flüchtlings, der zwanzigjährigen Nichte von Madame de

---

qui ont fui avec lui, leur a fait insinuer de quitter le Canton aussitôt qu'ils pourront, sans s'exposer aux hasards de l'avenir.

10 Da Montesquiou den Prinzen und seine Familie bereits vom Königshof her kannte, erklärt sich seine sofortige Zusage, den Flüchtlingen zu helfen.

Hier folgen einige Notizen über diesen bedeutenden Mann, der Louis-Philippe die größten Dienste geleistet hat. Der Marquis Anne Pierre Montesquiou-Fésensac (1739—1798) war Mitglied der Französischen Akademie, Feldmarschall zur Königszeit, dann General der republikanischen Armee, die 1792 Savoyen eroberte und nachher Genf bedrohte. Bereits hatte ihm am 9. Oktober der draufgängerische Kriegsminister Bouchette den Befehl erteilt, diese strategisch wichtige Schlüsselstellung zu erobern. Die Berner und Zürcher waren aber der verbündeten Stadt zu Hilfe geeilt. Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich. Die versöhnliche Haltung des Generals verhinderte aber den Krieg mit Genf und den Schweizern, und es kam am 28. Oktober der Vertrag von Carouge zustande. Die Franzosen zogen sich zehn Meilen weit von Genf zurück und die Schweizer zogen heim. Diese Mäßigung trug Montesquiou den Vorwurf des Verrats ein. Er floh in die Schweiz, die, erkenntlich, ihn aufnahm, und entzog sich so dem drohenden Schicksal. Durch die Vermittlung von H. Hottinger in Zürich, dem ehemaligen Landvogt im Freiamt, der sein treuer Freund wurde, fand er Unterkunft in Bremgarten. Dort, fern von den Emigranten, die den General der Republik als Feind betrachtet hätten, führte er ein zurückgezogenes Leben, arbeitete an seiner Rechtfertigung und konnte bereits 1795 unbehelligt nach Frankreich zurückkehren.

Die Sammlung der «Lettres historiques» enthält ungefähr 100 Briefe, die er an H. Hottinger richtete. Eine Stelle aus einem dieser Briefe, datiert vom 13. Dezember 1792, kennzeichnet seinen edlen Charakter. Er schreibt: «Es stand in meiner absoluten Macht, und ich hätte es getan, wenn ich ein hemmungsloser Mensch gewesen wäre, Genf ungerechterweise, wider das Völkerrecht, zu unterjochen und einen Krieg mit der Schweiz zu entfachen. Damit hätte ich die Gunst

Genlis, Henriette de Sercey [11]. Von ihr war bisher nie die Rede, obwohl sie sicherlich ihre Tante auf der Flucht aus Belgien begleitet hatte. Die beiden Töchter, die Prinzessin Adélaïde und Henriette Sercey, gedachte Montesquiou im Kloster Hermetschwil unterzubringen. Den Prinzen wollte er in seine Wohnung aufnehmen. Madame de Genlis aber, welche die Erlaubnis besaß, sich in Zug niederzulassen, sollte in der Stadt eine Pension aussuchen. Dieser erste Plan hätte Louis-Philippe teilweise entsprochen. Wir wissen, daß er sehnlich wünschte, seine Schwester dem Einfluß der Erzieherin zu entreißen, aber er befürchtete, die allzu große Nähe der beiden Geschwister könnte ihr Inkognito verraten. Darum beschloß er, überhaupt fortzugehen und die Schweiz zu bereisen. Für die beiden Töchter fand nun Montesquiou einen Platz im St. Klara-Kloster, ganz in seiner Nähe, wo es ihm möglich war, über ihre Sicherheit zu wachen. Zum Leidwesen des Prinzen fand Madame de Genlis in Zug keine ihr passende Pension, und so kam auch sie nach Bremgarten. Die Hinreise wurde auf den 27. Juni festgelegt. Am Vorabend ereignete sich noch ein Zwischenfall, den die Erzieherin theatralisch aufgeputzt und aufgebauscht weitläufig erzählt. Ein Fenster im Erdgeschoß wurde eingeschlagen, einige Steine prasselten in den Saal, und zwei Pferdegeschirre, die dem Prinzen gehörten, wurden durchschnitten. Vermutlich geschah dies auf Anstiften von Emigranten.

Nichtsdestoweniger verließen sie Zug um zehn Uhr, auf Umwegen wollten sie Bremgarten bei anbrechender Dunkelheit erreichen, die Damen reisten in einer Kutsche, Louis-Philippe zu Pferd. «Wir werden zusammen fortgehen und sagen, daß wir uns nach England begeben», schreibt der Prinz, nach einiger Zeit uns trennen und in Bremgarten ankommen, wie Sie (Montesquiou) es wünschen. Um unerkannt dorthin zu gelangen, müssen wir höchst vorsichtig reisen, da allgemein bekannt ist, daß wir in Zug sind.» Madame de Genlis erzählt nichts von der Fahrt, aber der Geheimdienst der Diplomatie berichtet folgende Begebenheit, die sich sicher auf der Hinreise nach

---

unserer Verbrecher erworben. Ich bin aber froh, daß ich es nicht getan, sondern mir die Achtung der ehrlichen Leute erworben habe.»

11 Ihr Vater, der Admiral Pierre César, Marquis de Sercey, hatte seine Tochter «seemäßig» erzogen. Zweimal hatte sie mit ihm den Atlantischen Ozean durchkreuzt und sich im Verkehr mit der Mannschaft ungezwungene Allüren angeeignet, die ihrer Tante und zugleich Pflegemutter höchst mißfielen.

Bremgarten ereignet hat. Ein Brief von Luzern, datiert vom 6. Juli, benachrichtigte Barthélemy, Louis-Philippe habe mit einem Gefolge den Kanton durchquert. Beim Baden im Sempachersee habe man ihn mit Steinwürfen vertrieben. Die ganze Gesellschaft sei nach allen Seiten auseinandergestoben. Die Damen, die Madame de Genlis begleiteten, seien in einem Kloster in Bremgarten eingetroffen, sie selber befinde sich in der Stadt. Man wisse nicht, wohin der Prinz geflohen sei [12].

AUF WANDERUNGEN

Wohin er sich begeben hat, erfährt Montesquiou durch einen Brief von Basel vom 16. Juli, in welchem der Prinz auch seinen Reiseplan skizziert. Wahrscheinlich hätte er, wenn die Hinreise nach Bremgarten glatt verlaufen wäre, von dort aus seine Schweizerreise begonnen. «Da gewisse Geschäfte meinen Reisebegleiter (Montjoie) noch in Basel zurückhalten, war ich genötigt, zu ihm zu flüchten, wo ich eingeschlossen bleibe und unter keinem Vorwand ausgehe. Niemand weiß, daß ich hier bin, aber sobald die Geschäfte Gustavs beendet sind, wird er nach Bremgarten kommen. Zwei Tage nachher reise ich ab und werde ihn in Aarwangen treffen, von dort gehen wir nach Hindelbank und Aarberg, kommen endlich an den Neuenburgersee, wo wir das Schiff besteigen werden ... Wenn Sie meinen, es sei gefährlich über Aarberg zu gehen und diesen Teil des Kantons Bern zu durchqueren, so begeben wir uns nach Willisau und von dort nach Unterwalden, ohne Luzern zu berühren. Dann schlagen wir die Richtung nach dem Welschland ein, sei es durch den südlichen Teil von Bern, sei es durch das Wallis.» Fürsorglich erwähnt er noch einen Diamanten, den er gerne verkaufen möchte.

---

12 Paris, Archives ... (op. cit.) Vol. 436, f° 252. Baden, 20. Juli 1793. Barthélemy an Deforgues. On me mande de Lucerne en date du 6 que l'ex-général Egalité et sa suite traversant le Canton, l'ex-général a voulu se baigner dans le lac de Sempach d'où on l'a chassé à coups de pierres. Il paraît qu'alors toute cette compagnie s'est séparée. On assure que les dames qui étoient avec Madame Sillery se sont retirées dans un couvent à Bremgarten, petite ville des baillages libres de Suisse, et que Madame Sillery reste dans la ville. On ne dit point ce qu'est devenu l'ex-général Egalité.

Von diesem Zeitpunkt an bis zum 7. Oktober liegen keine Briefe von Louis-Philippe vor, aber nach seiner Rückkehr nach Frankreich (1814) erzählte er hie und da in vertrauten Kreisen von seinen Wanderungen in der Schweiz. Diese mündliche Ueberlieferung haben seine Biographen festgehalten. Sie erwähnt einige wenige Ort- und Landschaften, die er besucht hat und drei Erlebnisse. Zur Erinnerung und zugleich als bleibendes Andenken an diese Reise ließ der Prinz mehrere Gemälde von bekannten Künstlern ausführen: eine Ansicht von Grindelwald, den Tellensprung aus dem Schiff Geßlers, den Schwur auf dem Rütli und das Hospiz auf dem Gotthard [13].

Uebereinstimmend mit dem Reiseplan hat er den Neuenburgersee erreicht und war auch in Murten. Man kann vermuten, der Aufenthalt vieler Emigranten im Welschland, besonders im Kanton Freiburg, habe ihn abgehalten weiter vorzudringen. Die Biographen erwähnen noch einen Besuch im Schlosse Habsburg (Aargau) und den Abstecher nach dem Berner Oberland. Aus dem weitern Verlauf der Wanderung berichten sie ziemlich übereinstimmend die drei folgenden Begebenheiten:

Am Vierwaldstättersee

Am Ufer des Sees, nicht weit von Luzern, begegnete Louis-Philipe einem verbannten französischen Geistlichen in Gesellschaft eines Kaufmanns, eines Optikers. Der Priester feilschte um den Preis der Fahrt, denn er war mittellos. Der Prinz zahlte für ihn. In der Unterhaltung der drei Franzosen war die Rede auch vom Herzog von Orléans: «Kennen Sie ihn»?, fragte der Prinz. «Ob ich ihn kenne? Ich habe ihm oft Brillen verkauft und kenne ihn ausgezeichnet, wie auch die Seinigen.» Diese Antwort brachte den Prinzen zuerst in Verlegenheit, dann begriff er bald, daß der Optiker ein Aufschneider sei. Etwas Aehnliches hatte er bereits auf der Flucht in die Schweiz erlebt, als in Koblenz ein Wirt die Bildnisse der ganzen

---

13 Sie befinden sich abgebildet im folgenden Werk: Galerie lithographique des tableaux de S. A. Royale Mgr. le duc d'Orléans, Paris, Charles Motte, 1824—1829, in. fol.

Diese Sammlung erschien in 50 Lieferungen zu 25 Franken.

Familie vorgewiesen hatte. — Der Geistliche vermutete, der unbekannte Reisegefährte könnte ein reicher vornehmer Herr sein, und bot ihm seine Dienste an als Kaplan. Louis-Philippe lehnte es höflich ab, das erlaubte ihm seine damalige Lage nicht [14].

Vor dem Gotthardhospiz

Das bereits erwähnte Gemälde vom Gotthardhospiz, welches ein Erlebnis darstellt, wurde nach den Angaben des Königs ausgeführt. Es zeigt in einer konventionellen Berglandschaft das Hospiz. Davor stehen zwei Gestalten: der Prinz und der Diener Baudoin, sein stets getreuer Begleiter. Aus dem geöffneten Fenster schaut jemand heraus. Louis-Philippe selbst hat die Begebenheit kurz skizziert; seine Darstellung befindet sich im Kommentar zur Sammlung von Gravüren und Lithographien, welche die ganze Gemäldegalerie des spätern Königs darstellt. In dieser ältesten Erzählung des Vorfalls lesen wir:

Der Prinz kam im Gotthardhospiz am 27. August an. Er läutete. Ein Kapuziner guckte aus einem Fensterchen und rief auf italienisch: «Che volete» — «Ich möchte Unterkunft und etwas Nahrung für meinen Begleiter und mich» — «Hier empfängt man keine Fußgänger und Leute wie ihr.» — Aber Hochwürden, wir werden, was Sie verlangen auch bezahlen». — «Nein, nein, jene Herberge dort ist gut für euch», und der Kapuziner wies auf einen schlechten Schuppen hin, wo Maultiertreiber eben einen Alpenkäse zerteilten. Darauf klappte das Fenster zu.

In Gordona [15]

Eine ähnliche barsche Abfertigung erfuhren die beiden Fußgänger, die jedenfalls auf ihren Bergwanderungen den Eindruck von Vagabunden erweckten, als sie bald darauf, irgendwo im Kanton Graubünden, an einer Wirtschaft anklopften. Die Lage war kri-

---

[14] Le roi Louis Philippe, Vie anecdotique. Par le Marquis de Flers, Paris, E. Dentu, 1891.

[15] Gordona sollte sich im Graubündischen befinden. Die Ortsverzeichnisse des Kantons enthalten aber diesen Namen nicht.

Louis-Philippe als General Egalité
Nach einem zeitgenössischen Stich

tisch. Es regnete und die Nacht war dunkel. Nach langem Hin- und Herreden willigte die Wirtin, eine zänkische Frau, endlich ein, ihnen ein Heulager in der Scheune anzuweisen. Von der Reise ermüdet, schliefen sie bald tief. Als der Prinz am Morgen erwachte, erblickte er überrascht in seiner Nähe einen Bauernburschen mit der Flinte im Arm. «Was macht Ihr denn da»? — Meine Tante befahl mir, euch niederzuschießen, wenn ihr in der Nacht aufstehet, um sie zu berauben. Sie ist geizig, meine Tante, und hat große Angst vor Dieben, sie ist sehr mißtrauisch». Die Antwort belustigte den Prinzen. Lachend bezahlte er seine Zeche und zog weiter [16].

Im Zollhaus zu Sachseln

Im Herbst nahm das unstete Wandern des Prinzen, das mehr als zwei Monate gedauert hatte, notgedrungen ein Ende. Geld hatte er fast keines mehr und der herannahende Winter zwang ihn, eine bleibende Wohnstätte zu suchen. Das war aber für ihn auf dem Gebiet der damaligen Schweiz unmöglich.

Der französische Gesandte Barthélemy war beauftragt, die Emigranten scharf zu überwachen. Er übte auf die Regierungen der Kantone einen Druck aus, der sie veranlaßte, etwas der heutigen Fremdenpolizei Aehnliches zu schaffen. Da aber die Kantone damals auf ihrem Gebiete in dieser Sache von einander unabhängig waren, ergriffen sie verschiedene Maßnahmen. Im Grunde aber zielten sie alle dahin, die Personalien der Emigranten festzustellen. Durchreisende, die irgendwelchen Paß vorweisen konnten, ließ man laufen. Dieser Klasse von Emigranten hatte der Prinz bisher angehört. Sein Paß war in Basel der Ordnung gemäß ausgestellt worden, lautete aber auf einen falschen Namen. Solange Louis-Philippe nicht erkannt wurde, blieb er unbehelligt. Für Flüchtlinge aber, die sich niederlassen wollten, wurden an vielen Orten Legitimationskarten ausgestellt, gültig für einige Tage, Wochen, Monate oder für unbestimmte Dauer, solange es eben einer hochwohllöblichen Obrigkeit gefiel. Um sie zu erlangen, bedurfte es der Empfehlung einflußreicher Persönlichkeiten wie die der Patrizier oder der fremden Ambassadoren. In den

---

16 Histoire de la vie politique et privée de Louis-Philippe. Par A. Dumas, Paris, Dufour-Mulat, 1852.

katholischen Kantonen beliebte auch die Fürbitte der Bischöfe oder des Nuntius. Aus politischen Gründen schob man prominente Emigranten sofort ab. Bereits im Jahre 1789 hatte z. B. Solothurn den Aufenthalt des Herzogs Polignac und seiner Frau, der Freundin von Marie-Antoinette, als kompromittierend beurteilt und sie höflich abgeschoben samt ihrem Gefolge. Umsomehr war der Prinz, der Vetter des Königs, der ehemalige General Egalité der republikanischen Armee, dem gleichen Schicksal in irgendwelchem Kanton ausgesetzt, das hatte er bereits in Zürich und Zug erfahren. Daher scheint es unbegreiflich, daß trotz dieser Erfahrung Louis-Philippe, im Einverständnis mit Montesquiou, zuerst als Endziel der Wanderung und als Winterquartier das Zollhaus von Sachseln ausersehen hatte.

Es liegt einsam am Sarnersee, nahe der Schlucht der kleinen Melchaa, noch auf dem Boden der Gemeinde Sachseln. Der Zoller, zugleich Wirt und Herbergevater, der von der Regierung vereidigt war, hatte strenge Aufsicht zu halten über verdächtige Gäste, auf Gespräche, Waffen, etc. zu achten, und mußte seinen gnädigen Herren und Obern gehorsamen Bericht erstatten bei hoher Strafe und Verlust der Amtsstelle [17]. Das Zollhaus eignete sich nicht als Schlupfwinkel für einen Geächteten, das begriff der Prinz sofort. Am 7. Oktober 1793 berichtet er Montesquiou: «Ich bin erst seit gestern hier. Da der Wirt mich fragte, wer ich sei, wies ich meinen Paß von Basel vor. Ich fragte, ob ich hier einige Tage ruhig verbleiben dürfe, obwohl ich ein Franzose sei. Er antwortete, er hoffe es und glaube nicht, daß man mir verbieten würde, hier ein paar Tage auszuruhen, da ich mit einem guten Paß versehen sei. Seine Antwort läßt durchblicken, daß nicht nur dieses Haus mir nicht als Winterquartier dienen kann, wie wir es zuerst hofften, sondern, daß ich nicht sicher bin, hier ruhig eine oder zwei Wochen zu verbringen. Indessen werde ich so lange als möglich hier verbleiben. — Falls ich genötigt wäre, bald von hier fortzugehen, wohin meinen Sie, daß ich zuerst gehen sollte»? —

Wie früher nach der Ausweisung des Prinzen aus Zug erwies sich Montesquiou nochmals als Retter aus dieser neuen Notlage.

In Zizers, in Graubünden, also auf einem Gebiet, das erst 1803, zur Zeit der Mediation, als selbständiger Kanton der Eidgenossen-

[17] Das alte Zollhaus am Sarnersee und sein letzter Zoller Simon Burch. Von J. Schäli, Buchdruckerei Ed. Engelberger, Stans 1946.

schaft zugeteilt wurde, besaß er einen alten Bekannten, namens Jost [18], der ehemals als Offizier unter ihm gedient hatte, und ihm wegen erwiesener Wohltaten treu ergeben war. In den Zeitungen hatte dieser das Schicksal von Montesquiou verfolgt, und als er vernahm, er habe sich in Bremgarten niedergelassen, bot er dem Flüchtling sofort seine Dienste an. (25. Dezember 1792). Ein regelmäßiger Briefwechsel war die Folge. Und so erfuhr Montesquiou, Jost gedenke im Verein mit drei anderen Mitgliedern der demokratischen Partei Graubündens, in Reichenau eine Lehranstalt und ein Handelsgeschäft zu gründen. (13. März 1793). Drei Monate später schrieb Jost: «Jetzt habe ich mich in Reichenau niedergelassen und morgen beginnt unsere Anstalt mit dem Unterricht, wir haben 20 Schüler, und im Herbst, wir sind dessen sicher, kommen noch mehr.»

Während Louis-Philippe noch in den Bergen der Schweiz herumirrte, erweckten diese Nachrichten in Montesquiou den Gedanken, daß Reichenau, das außerhalb des Gebietes der XIII alten Kantone lag, dem Prinzen ein bequemeres und zuverlässigeres Winterquartier bieten könne als das Zollhaus bei Sachseln. Als er dazu später noch vernahm, man erwarte vergeblich in der Anstalt die Ankunft eines Lehrers, eines Herrn Chabaud aus Nîmes, der stets verhindert war zu kommen, entschloß er sich, diese freie Stelle für seinen Schützling zu sichern [19]. Von Jost erhielt er anfangs Oktober eine zustimmende Antwort und beschied den Prinzen zuerst nach Bremgarten, um ihm das Vorhaben mitzuteilen und Rat und Weisungen zu erteilen.

---

18 Einige Werke nennen ihn Hauptmann (auch Oberstlieutenant) Alois Jost von St. Georges. Im Jahre 1793 war er bereits 71 Jahre alt, aber stets noch ein strammer, unternehmungslustiger Graubündner. Während seiner langen Kriegsdienste in Frankreich begeisterte er sich für die revolutionären Ideen. In die Heimat zurückgekehrt, orientierte er den französischen Gesandten Barthélemy über die politischen Vorgänge in Graubünden. Barthélemy schätzte ihn sehr, wie aus einem Brief (vom 21. Juli 1793) an den Kriegsminister Deforgues hervorgeht: «C'est un homme très zélé pour notre cause.» — Jost war Landvogt gewesen und gehörte dem Patriotenbund an, der in Opposition stand zur herrschenden Partei der Aristokraten.

19 Es ist sehr wohl möglich, daß Chabaud auf Veranlassung von Montesquiou nicht in Reichenau erschien, damit der Posten für den Prinzen frei blieb. Jedenfalls schenkte Louis-Philippe, 50 Jahre später, dem Sohn Chabauds ein Gemälde, das Reichenau darstellt, und ernannte diesen zu seinem Adjudanten.

Man kann sich das freudige Wiedersehn der beiden verbannten Geschwister, Louis-Philippe und Adélaïde, vorstellen. Eine Augenzeugin bekam jedesmal Tränen, wenn sie in späteren Jahren die ergreifende Szene schilderte, welche sich abspielte, als sie sich in die Arme fielen [20]. Die kurz bevorstehende neue Trennung fiel ihnen schwer, obwohl sie nicht ahnen konnten, daß sie 15 Jahre dauern würde.

In Reichenau erwartete man den Prinzen. Der letzte Brief Jost's an Montesquiou lautet:

«Es freut mich, Herr General, wenn ich von Ihnen reden höre, und Ihre Nachrichten sind mir stets teuer. Sie interessieren sich um den Herzog von Chartres (damaliger Titel des Prinzen), das genügt. Bei mir selbst habe ich seine Aufführung stets gebilligt. Er darf zu mir kommen, er wird gut aufgenommen, wie die Umstände es erlauben. Ich habe das Geheimnis einem meiner Gesellschafter und Freun-

---

20 Diese Augenzeugin ist eine flüchtige Klosterfrau aus dem Elsaß, die während der Revolution im St. Klara Kloster Unterkunft erhielt und dem Dienst der Prinzessin Adélaïde und ihrer Begleiterinnen zugeteilt wurde, weil sie allein französisch sprach. — Erlebnisse der elsässischen Barmherzigen Schwester Maria Anna Fahrenbiehler während der Großen Revolution. Erzählt von M. Vogeleis, Colmar, Société alsacienne d'édition. Alsatia S. A. 1922.

Der nacherzählte Bericht der Klosterfrau enthält viele Unrichtigkeiten, aber ihre Aussagen über die drei Damen können interessieren. Von der Prinzessin berichtet sie: Ihr stilles Wesen, ihre edle Einfachheit, die ernste Frömmigkeit, mit der sie, wenn immer möglich, an dem prunklosen Gottesdienst der Nonnen teilnahm, gewannen ihr bald alle Herzen. Für die Nichteingeweihten war sie eine hochadelige Konvertitin aus England, die sich bei den frommen Klosterfrauen noch weiter in die Schönheiten der katholischen Religion einleben wollte. — Die lebenslustige Henriette de Sercey bildete ein seltsames Gegenstück zu der tiefernsten, bisweilen zur Schwermut neigenden Prinzessin. Sie war stets zu tollen Streichen bereit, und man mußte ihr vieles verzeihen, denn sie leistete der Prinzessin wichtige Dienste, indem sie bald als Dienstmädchen, bald als Fischhändlerin oder Sennerin, ja sogar als Mäusefallenhändlerin verkleidet mit bestimmten andern Emigranten die Verbindung aufrecht hielt. — Die hochzeremonielle und strenge Madame de Genlis erlaubte sich hie und da das Vergnügen, die gute elsässische Schwester in theologische Diskussionen zu verwickeln. Die hochgebildete Hofdame ging aber nicht immer als Siegerin daraus hervor.

de anvertraut, einem Manne von höchstem Talent [21], und auch dem Direktor unserer Anstalt, der ein zweiter Sokrates ist [22]. Wir geben Ihnen unser Ehrenwort, daß außer uns niemand den jungen Prinzen kennen wird. Wenn Sie wollen, darf er nach Reichenau kommen, zu Fuß und ohne Equipage. Dann verlange er mich und äußere den Wunsch, im Seminar angestellt zu werden. Er muß sich als französischer Emigrant vorstellen, der seit den letzten Unruhen in Südfrankreich ausgewandert ist. Unter irgendeinem Namen kann er sich als Bürger einer kleinen — Toulon oder Marseille — benachbarten Stadt ausgeben, so wird man ihn weder für einen Aristokraten noch für einen Jakobiner halten.»

IN REICHENAU

Gemäß dieser Vereinbarung traf der Prinz am 24. Oktober 1793 zu Fuß in Reichenau ein. Sein treuer Diener hatte ihn bis in die Nähe begleitet, worauf der angehende Lehrer das Reisebündel auf die Schultern nahm und sich unter dem Namen Chabos (Verkürzung von Chabaud) anmelden ließ. Mit der größten Herzlichkeit wurde er von Jost aufgenommen.

Herr Chabos anerbot sich nun, täglich 2 Stunden Unterricht in den Anfangsgründen der Geometrie und Geschichte zu erteilen und in Anbetracht der geringen Arbeitsleistung mit einem kleinen Pensionsgeld für Kost und Wohnung zufrieden zu sein. Der junge Lehrer wurde von Nesemann, dem Leiter der Anstalt, geprüft und der Experte «erstattete den Bericht, daß Herr Chabos ein liebenswürdiger junger Mann sei, der eine sorgfältige Erziehung verrate, da er außer in seiner Muttersprache in der deutschen, lateinischen und englischen Sprache unterrichtet sei und neben der Philosophie die Geschichte und Geometrie genügend kenne, um den Unterricht

---

21 Gemeint ist Johann-Baptist Tscharner (1751—1835), ehemaliger Landvogt, nun Bürgermeister von Chur. Die neue Schule in Reichenau ist eigentlich nur die Fortsetzung der frühern Privatschule in Jenins, die Tscharner im Jahre 1776 gegründet hatte.

22 Dieser «zweite Sokrates» ist Johann Peter Nesemann, ein ausgezeichneter Pädagoge, der bereits an verschiedenen Bildungsanstalten Graubündens tätig gewesen war.

mit Erfolg zu erteilen»[23]. Nur einer der Gesellschafter brachte Einwände vor: die Anstalt besitze bereits genügend Lehrer und der junge Mann weise keine Zeugnisse vor. Aber Jost zerstreute diese Bedenken und als Ersatz für die fehlenden Ausweise stützte er sich auf die Autorität des Herrn von Salis-Seewis: dieser bürge mit seinem Kopf für den neuen Lehrer[24]. Damit war der Entscheid gefallen, der Kandidat aufgenommen, dessen Jahresgehalt auf 1400 Franken festgelegt wurde. Das Winterquartier war also gesichert, und zum ersten Male begann der Prinz sein Brot zu verdienen.

Das lange briefliche Gespräch, das der Prinz nun mit Montesquiou führt, — von Jost häufig noch ergänzt — gibt erschöpfende Einzelheiten über sein Leben in Reichenau und widerspiegelt seine Eindrücke über die blutigen Ereignisse in Frankreich sowie über eine drohende Volkserhebung in Graubünden. Ein großer Teil der Mitteilungen betrifft seine Schwester und ihre Erzieherin sowie das stark gefährdete väterliche Erbe.

Der Prinz beschreibt Reichenau

Wäre Rousseau auf seinen Wanderungen in der Schweiz bis nach Graubünden gelangt, so hätte sicher der meisterliche Landschaftsmaler ein romantisiertes Bild von Reichenau entworfen. Sein Verehrer und eifriger Leser, der Prinz, notiert in seinem ersten Brief an Montesquiou (26. Oktober 1793) ganz sachlich trocken, «es hat hier einen hübschen Garten und sehr angenehme Spaziergänge». Und etwas später (9. November) fügt er hinzu: «Ich fürchte sehr,

---

23 So schreibt J.-B. Tscharner in einem Bericht über: Ludwig Philipp, gewesener Herzog von Chartres, jetzt Herzog von Orléans, während seines Aufenthalts in Graubünden in den Jahren 1793 und 1794. Er ist gedruckt in den «Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit». Jahrgang 1817. Aarau, Sauerländer (pag. 195—202).

24 Wahrscheinlich ist dieser Salis-Seewis (der Vorname fehlt) der Dichter Johann Gaudenz Salis-Seewis (1762—1834). Er diente zuerst in der Schweizergarde, zuletzt in der Armee von Montesquiou; dann gab er den Söldnerdienst gänzlich auf, da er befürchtete, er müsse gegen Genf und die Schweizer kämpfen, und zog sich in die Heimat zurück. Wie dem auch sein mag, der obengenannte Salis-Seewis unterhielt im Jahre 1793 von Chur aus einen regen Briefwechsel mit dem Gesandten Frankreichs Barthélemy.

die Höhe der Berge und die Enge der Täler würden Sie erschrecken, im Vergleich dazu liegt Bremgarten in einer Ebene. Die Sonne erscheint im Tal um neun Uhr und verläßt es um drei Uhr.» Mehr sagt der Prinz nicht von der Lage Reichenaus, und tatsächlich scheint sein nüchterner Sinn unempfänglich für die Schönheiten der Natur gewesen zu sein, das Nützliche und das Praktische interessierten ihn einzig, was auch seine Reiseberichte aus Amerika und den vielen Ländern Europas, die er noch besucht hat, vollauf bestätigen.

Sein Verhältnis zu Jost

Mit Jost unterhielt der improvisierte Lehrer während seines ganzen Aufenthaltes in Reichenau die freundschaftlichsten Beziehungen, wie auch der alte Herr ihn mit größter Zuvorkommenheit behandelte. Er bemerkte bald, daß der Prinz Mühe hatte, sich an die einfache, etwas bäuerische Kost der Anstalt zu gewöhnen, und humorvoll schreibt er: «Herr Chabos hat heute Medizin (ein Purgiermittel) eingenommen. Er liebt das mehr als ich. Wenn er mit ebensoviel Vorliebe die dargebotenen Speisen äße, wie er die Medizin verschluckt, wäre er ein angenehmerer Gast. Falls ein Gericht ihm nicht schmeckt, ißt er ein Stück Brot mehr. Ich meine, das sei launenhaft, denn jemand, der, ohne Grimassen zu schneiden, eine ganze Apotheke verschlingen könnte, vermöchte wohl auch Sachen zu essen, die jedermann für gut hält.» Dieser leichte Vorwurf hinderte aber den braven Jost nicht, dem Prinzen, den er für verwöhnt hielt, heimlich Birnen und Trauben im Zimmer bereitzuhalten. Er veranlaßte ihn auch, stärkere und praktischere Wäsche zu tragen, denn Herr Chabos trug feine Hemden und Halstücher, die er jeden Tag wechselte. Er gab ihm zu verstehen, das sei ein Luxus, den man sich in ländlichen Verhältnissen nicht gestatten dürfe. Nach diesen Bemerkungen fügt Jost aber hinzu: «Herr Chabos gibt sich mit allem zufrieden, er ist der liebenswürdigste junge Herr und besitzt alle guten Eigenschaften, die Sie ihm zuschreiben... Von Herzen habe ich ihn gern; der zärtlichste Bruder hätte sich während meiner Krankheit nicht bemüht wie er. Welch schöne Seele! Wenn er so glücklich wäre, wie ich es wünsche, würde ihm auf dieser Welt nichts fehlen.»

Die Ausübung des Lehramtes

Herr Chabos berichtet wenig von seiner Lehrtätigkeit. «Am Morgen unterrichte ich Geometrie, am Abend Geographie oder Arithmetik. Da mein Schüler kein Wort französisch versteht, bin ich etwas verlegen, in einer fremden Sprache zu unterrichten, wegen der Schwierigkeit, alle technischen Ausdrücke zu beherrschen, und das ist nötig, denn schon die Elemente der Geometrie verlangen eine peinliche Genauigkeit; doch bisher ist es mir gut gelungen, aber nicht ohne Mühe.» Das äußerst schmeichelhafte Zeugnis, das dem Prinzen bei seinem Abschied nach sechs Monaten überreicht wurde, erwähnt ausdrücklich, er habe je nach den Umständen in vier verschiedenen Sprachen den Unterricht erteilt. Als König hat Louis-Philippe seine lehramtliche Tätigkeit in einem großen, nach eigenen Angaben ausgeführten Bilde, das er in seine Gemäldegalerie einverleibte, verewigen lassen. Schüler und Lehrer sind in einem schönen Saal gruppiert. Rechts, hochaufgerichtet, umringt von drei Zöglingen, weist Herr Chabos auf eine Weltkugel hin. Etwas im Hintergrund unterrichtet der greise Nesemann zwei Knaben, während links ein jüngerer Lehrer einen weinenden Knaben drohend zum Saal hinausweist. Im Vordergrund sitzt gemächlich auf einem Lehnsessel ein Herr, wahrscheinlich der Stadtvogt von Chur, Herr von Tscharner, der wie ein Experte aufmerksam dem Unterricht folgt. Symbolisch zeigt das Bild, wie die wenigen Schüler der Anstalt nach alter patriarchalischer Art und Weise familiär unterrichtet wurden [25].

Der Prinz vernimmt die Hinrichtung seines Vaters

Wohl hatte ihn Jost zum Voraus auf diese Nachricht vorbereitet, aber dennoch löste sie eine Verzweiflungsszene aus. Sechs Tage nach

---

[25] Louis-Philippe blickte stolz auf seine Tätigkeit als Lehrer zurück. Ganz anders verhält sich sein Zeitgenosse, Chateaubriand, der, als mittelloser Emigrant in England, einige Zeit als teacher an der Grammar School in Beecles (in der Grafschaft Suffolk) gewirkt hatte. Als er etwa 25 Jahre später in den Mémoires d'outre-tombe seinen Englandaufenthalt während der Revolution erzählt, verschweigt er diese Episode seines Lebens. Dagegen hätte er sich während dieser Zeit mit Uebersetzungen aus mittelalterlichen Manuskripten beschäftigt. Sein Aristokratenstolz erlaubte ihm nicht, zu gestehen, die Not habe ihn gezwungen, das Lehramt auszuüben.

dem Ereignis, am 12. November 1793, brachten die Zeitungen und ein Brief von Montesquiou die fatale Botschaft. «Der junge Mann war außer sich, er wußte nicht mehr, was er machte und sprach», schreibt Jost. Die halbe Nacht irrte er draußen umher, stöhnend und jammernd. Als er sich, ermüdet, etwas beruhigte, ließ er sich ins Haus hineinführen, konnte aber erst bei Tagesanbruch einschlafen und erwachte nach kurzer Zeit, in Tränen ausbrechend. Dies war für den besorgten Jost das untrügliche Zeichen, daß der größte Schmerz überwunden war. «Gestern Abend konnte er nicht weinen, nun fürchte ich nicht mehr für sein Leben.»

Warum dieser äußerst heftige Ausbruch des Schmerzes? Man bedenke, daß der Sohn, ohne es zu wollen, den Vater dem Schafott zugeführt hat; dieser Gedanke muß ihn besonders gequält haben.

Die Flucht des Prinzen aus Frankreich hatte in der Tat den Vorwand geboten, Philippe-Egalité des Verrates zu bezichtigen. Bei dieser Anschuldigung vor dem versammelten Konvent erhob er sich und rief mit lauter Stimme: «Wenn ich schuldig bin, muß ich bestraft werden; ist es aber mein Sohn, so sehe ich in ihm Brutus.» Der allgemeinen Meinung der Anwesenden gab der Repräsentant Levasseur wie folgt Ausdruck: «Wenn der Sohn Egalité nicht die Absichten von Dumouriez teilte, so ist er schuldig, diesen nicht erdolcht zu haben.» Worauf der Konvent dekretierte: «die Väter, Mütter, Frauen und Kinder der verräterischen Offiziere von Dumouriez sollen als Geiseln bewacht werden.»

Dann verstrichen lange Monate der Gefangenschaft, bis endlich das blutige Verhängnis den unglückseligen Philippe-Egalité ereilte. Da die Nachricht den Prinzen so sehr erschüttert hatte, gab man vorsichtigerweise vor, er sei krank, und man veranlaßte ihn, den Unterricht während acht Tagen zu unterbrechen.

Erst am 25. November beantwortete er den Brief Montesquious: «Den Trost, Ihre Freundschaft zu besitzen, tat mir sehr not und half mir, den Schmerz bei diesem schrecklichen Vorkommnis zu lindern. Mehr als je erscheinen Sie mir als lieber Freund, und nie werde ich vergessen, daß Sie mir erlauben, Sie so zu nennen. Dieser neue Schlag fehlte meinem Unglück, und ich fürchte nun zu sehr, es sei noch nicht genug damit. Aber jetzt ist nicht Zeit zu jammern. Große Pflichten sind mir nun auferlegt, vor allem diejenigen, denen ich heute genügen kann. Ich bin zu sehr von all diesen Greueltaten be-

eindruckt, um zu glauben, daß Tränen dem Andenken meines Vaters genügen: anderes schulde ich ihm.»

Daß der Prinz nun völlig seine Sinne beherrscht, verrät schon der Anblick seiner ruhigen, gleichmäßigen Handschrift, wie der etwas preziöse, fast feierliche Ton der Einleitung dieses Briefes. Durch den Tod des Vaters ist er, erst zwanzig Jahre alt, das Haupt der Familie geworden und trägt den Titel: «Duc d'Orléans». Sein kühl abwägender Verstand ermißt nun die Weite seiner Verpflichtungen; er übernimmt mit männlichem Stolz die Verantwortung und bedenkt, was seine mißliche Lage ihm erlaubt zu tun. Dem Schicksal seiner gefangenen Brüder wie dem der Mutter steht er ohnmächtig gegenüber. Möglich scheint ihm vorläufig nur, seine Schwester der Obhut von Madame de Genlis zu entreißen und von der überschuldeten Erbschaft seines Vaters zu retten, was noch zu retten ist. Von diesem doppelten Vorhaben, das er hier und in spätern Briefen weitläufig bespricht, soll nur das Wesentliche erwähnt werden.

Das Zerwürfnis mit Madame de Genlis

Die Reaktion des Prinzen gegen den Einfluß von Madame de Genlis beginnt, wie früher bereits erwähnt, bei der Flucht aus Belgien. Nun war der Zauberbann gebrochen, in dem sie ihn bisher gefangen gehalten [26]. Seine kritiklose Verehrung der schönen, aber auch gefürchteten Frau verwandelte sich in eine Art Abscheu und Haß.

---

[26] Von welcher Art dieser Zauberbann gewesen war, vernehmen wir durch Victor Hugo: Der König Louis-Philippe sagte mir neulich: «Ich war nur einmal verliebt in meinem Leben.» — Und in wen, Majestät? — «In Madame de Genlis.» — Ach was! Sie war doch ihre Erzieherin. — «Ganz richtig. Und zwar eine strenge Erzieherin. Wie ich größer wurde, bemerkte ich, daß sie sehr hübsch war. Ich wußte nicht, was ich in ihrer Nähe verspürte. Ich war verliebt, aber ich ahnte es nicht. Sie, die sich darin auskannte, begriff und erriet es sofort. Sie behandelte mich sehr schlecht. Es war zur Zeit, als sie die Geliebte von Mirabeau war. Jeden Augenblick sagte sie: «Aber, Herr von Chartres, Sie großer Tölpel, was haben Sie stets in meiner Nähe zu schaffen!» Damals war sie 36 Jahre alt und ich siebenzehn.» — Oeuvres posthumes de Victor Hugo, Choses vues, Paris, Hetzel et Cie, 1844, pag. 61.

Von diesem Zerwürfnis vernimmt der Leser der Memoiren von Madame de Genlis kein Wort. Stets spricht sie von ihrer aufopfernden Liebe, ihren uneigennützigen Diensten; nach ihrer Darstellung hätte sich die Trennung im Frieden vollzogen. In den Aufzeichnungen, die sie 25 Jahre nach den Ereignissen schrieb, schildert sie sich mit den glühendsten Farben des Selbstlobes. Einige bedeutungsvolle Auszüge aus den Briefen des Prinzen an Montesquiou beleuchten aber das neue gespannte Verhältnis des Zöglings zur Erzieherin.

«Ich bin ihren Krallen entronnen — ihrer ewigen Herrschsucht — ihrem hochmütigen Charakter».

«Wenn sie sich uns gegenüber gebührend benommen hätte, wenn sie nur Launen und Aerger gezeigt hätte, wäre es für mich heilige Pflicht gewesen, alles zu vergessen. Aber wie erkenntlich ich mich auch zeigen muß, es ist mir doch unmöglich, ein solches Betragen zu verzeihen. Noch mehr, ich erachte es als Pflicht, sie von meiner Schwester zu trennen. Das ist nicht nur der ausdrückliche Wille meiner Mutter, sondern in der letzten Zeit auch derjenige meines Vaters. Da ich ehemals meiner Mutter gegenüber so heftig die Partei von Madame de Genlis ergriffen habe, muß ich ihr heute nach meiner Enttäuschung umsomehr beweisen, daß ich ihren Willen respektiere.»

Als die Erzieherin — durch die Vermittlung von Montesquiou — versuchte, eine Versöhnung anzubahnen, bemerkt der Prinz spöttisch: «Es ist zu spät. Jetzt soll sie anderen Leuten die charmanten Folgen der Beziehungen, die sie mit uns hatte, zu kosten geben; denn was uns anbelangt, besonders mich, haben wir genug davon.» Der Prinz erreichte, daß eine alte Tante, die Prinzessin de Conti, welche sich seit der Revolution in Fryburg befand, seine Schwester, am 8. Mai 1794, in Obhut nahm. Acht Tage später verließ auch Madame de Genlis mit ihrer Nichte das gastliche Kloster in Bremgarten.

Man muß hinzufügen, daß nicht nur moralische und sentimentale Gründe den Bruch mit Madame de Genlis herbeigeführt haben, sondern auch materielle Fragen: die unersättlichen Geldforderungen der Erzieherin sowie die hartnäckige Weigerung des Prinzen, diesen zu entsprechen. Montesquiou, der einzige Zeuge dieser unerquicklichen Streitigkeiten, äußerte sich wie folgt: «Madame de Genlis besitzt eine seltene Geschicklichkeit, anderen Leuten Geld abzulocken.»

Vom ungeheuren Reichtum seines Vaters in Frankreich war nichts mehr vorhanden. Anfangs 1793 war Philippe-Egalité nur noch ein Spielball der Partei von Marat, deren Gunst und Schutz er sich durch die größten Opfer erkaufen mußte, und da seine Schulden so gewaltig angewachsen waren, wie auch die Zahl seiner Gläubiger, hatte er Aktiven und Passiven dem Staate übergeben.

Der Prinz aber wußte, daß sein Vater große Güter im Ausland besessen hatte, besonders in London, wo dieser in den letzten Jahren mit der Bank Boyd günstige Geldgeschäfte getätigt und als Garantie höchst wertvolle Diamanten hinterlegt hatte. Dieses Pfand suchte er, durch die Hilfe Montesquious, wiederzuerlangen. Die andern Güter wie Wertpapiere, Gemälde, Kellereien französischen Weines, Grundbesitz in Flandern und auf der Insel Saint-Dominique erwähnt er in seinen Briefen, aber ohne Hoffnung, sie liquidieren zu können. Allein Boyd bestritt die Hinterlage, und alle nur erdenklichen Bemühungen, in den Besitz der erhofften Diamanten zu gelangen, scheiterten. Nun besaß der Prinz selber einen solchen Edelstein, den er bisher als Andenken an seinen Vater sorgfältig gehütet hatte. In seiner Notlage beschloß er, ihn zu verkaufen, und übergab ihn Montesquiou, dem es glückte, denselben vorteilhaft in bares Geld zu verwandeln. So konnte der Prinz hocherfreut schreiben (24. Januar 1794): «Wie gut haben Sie getan, meinen Diamanten nicht nach London zu schicken, wir wären sonst heute nicht im Besitz von 250 Louisdor. In welcher Verlegenheit wäre ich ohne Sie! Wie glücklich schätze ich mich, daß Sie mir aus der Not geholfen haben. Ohne meinen guten Stern, der mir Ihre Freundschaft und Mitwirkung verschafft hat, wage ich nicht zu denken, was aus mir geworden wäre.»

25 Jahre später, zur Zeit der Restauration, als der Prinz nach Paris zurückkehren konnte, galt sein erstes Bemühen, das verlorene Vermögen wieder in seinen Besitz zu bringen. Es gelang ihm, dank seiner außergewöhnlichen Kenntnis in Rechtssachen, seiner Ausdauer, seiner äußersten Hartnäckigkeit und dem, was man eigentlich sozusagen Habgier nennen sollte. Riesige Erbschaften von Seite seiner Mutter, Verwandten und Anverwandten fielen ihm noch zu, sodaß er nach 1830 als König der Franzosen zugleich einer der reichsten Franzosen war.

Erinnern wir uns, daß anfänglich die wirkliche Identität von Herrn Chabos nur Jost, J. B. Tscharner, dem damaligen Bürgermeister von Chur, und Nesemann, dem Direktor der Anstalt von Reichenau, bekannt war.

Sicher zog aber der Prinz in der fast klösterlichen Abgeschlossenheit des Institutes die Aufmerksamkeit der Schüler, Lehrer und Diener auf sich. Unerhofft war er eines Tages wie ein armer Tourist mit dem Sack auf dem Rücken aufgetaucht. Aber seine raffinierte Höflichkeit, das leicht zeremonielle seines Benehmens, seine sichtliche Zurückhaltung und wohlüberdachte Distanzierung ließen mit der Zeit eine geheimnisvolle Persönlichkeit vermuten, die hie und da durchschimmerte. Jost macht Andeutungen über gewisse Unvorsichtigkeiten des Prinzen (27. Januar 1894): «Unser junger Freund ist nicht so klug in der Unterhaltung, wie ich es möchte. Er weiß zu viel, kennt zu viele Leute und ist zu gut mit den Ereignissen vertraut. Das gibt Anlaß zu Verdacht und zieht die Aufmerksamkeit auf ihn. Unser Angestellter [27] ist mit Argwohn aus Zürich heimgekehrt, er ahnt etwas, aber es wird ihm nicht gelingen, hell zu sehen. Gleichzeitig schreibt der Prinz: «Für mich wäre es ein großes Unglück erkannt zu werden. Gegebenenfalls zweifle ich nicht, daß ich Graubünden verlassen müßte. Wohl interessieren sich viele Leute um mich. Würde mich aber einer der Mächtigen verteidigen? Im Geheimen würde man mich beklagen, aber mich vertreiben lassen. Dann kommt er auf den Angestellten zu sprechen: «Wir haben Anlaß zu glauben, er wisse jetzt, wer ich sei ... Wahrscheinlich wird er seinen Verdacht für sich behalten. Sie werden sich fragen, wo er diese Idee aufgeschnappt hat? In Zürich ... denn hier ahnt niemand so etwas. Das bringt mich in Aufregung.» Glücklicherweise wurde nichts ruchbar, der Angestellte blieb stumm.

Wie verhält es sich aber gegen Ende des Aufenthalts des Prinzen in Reichenau mit dem Geheimnis, das der Name Chabos verhüllt? Mit Erstaunen wird man vernehmen, daß Männer, die ehrenwörtlich gelobt hatten, niemand außer ihnen werde den Prinzen kennen, nicht reinen Mund halten konnten.

---

[27] Dieser besorgte den Verkehr der kaufmännischen Abteilung der Anstalt mit der Handelsstadt Zürich.

Ein Brief (vom 28. April 1794) berichtet folgendes: In Chur hatte Herr Chabos einer Standesversammlung beigewohnt, wo nur Herr von Salis-Seewis, der zufällig nicht da war, ihn hätte erkennen können. «Das wäre mir aber gleich gewesen, denn ich bin sozusagen sicher, daß unser guter Direktor es ihm gesagt hat. Ich kann mir nicht verhehlen, daß Jost mein Geheimnis seiner Gouvernantin preisgegeben hat, und diese ihrer Schwester, die mir eines Tages sagte, ich sei nur ein verkappter Professor, ich sei der Vetter des Königs von Frankreich und General gewesen usw. Außer diesen beiden weiß es auch die Frau Direktor, die es der Frau Bavier zugetragen hat, und diese dem Minister Bavier. Das ist die Meinung von Jost, und scheint mir wahrscheinlich. Jost glaubt auch, Herr Tscharner habe es seiner Frau mitgeteilt. Wenn ich an alles das denke, verstehe ich nicht, wie dieses Geheimnis noch besteht. Ich werde mich anstrengen, damit die Sache noch geheim bleibt bis zu meiner Abreise, aber Sie können sich denken, wie schwer das ist.»

Politische Wirren im Bündnerland

Zur mehr oder weniger begründeten Besorgnis des Herrn Chabos, erkannt zu werden, gesellte sich noch gegen Ende 1793 bis zu seinem Abschied von Reichenau die Furcht vor den entstandenen Wirren und einem drohenden Volksaufstand. Aus Erfahrung kannte der Prinz die verhängnisvollen Wirkungen, welche sowohl Lebensmittel- wie Geldmangel in der Folge erzeugen. In einem solchen Zustand befand sich Graubünden in jener Zeit.

Neben der Schule, in welcher er unterrichtete, betrieb die Reichenauer Gesellschaft einen regen Handel, in dem bis 50 000 Florin investiert waren. Die Regierung drohte mit einer Untersuchung wegen zu hohen Salzpreisen und Lebensmittelausfuhr. Allein Jost und Tscharner, die der Patriotenpartei angehörten, verstanden es, das Gewitter abzulenken, das sich bald darauf in eine politische Bewegung gegen die herrschende Aristokratenpartei verwandelte. Diese stützte sich auf Oesterreich, welches Land die Kornsperre gegen die Schweiz verfügt hatte. Darüber berichtet der Prinz am 2. Dezember 1793: «Der Kaiser und das Reich haben verboten, Getreide nach der Schweiz auszuführen, das ist für Graubünden besonders ein Lan-

desunglück. Hier hat man keine Vorsichtsmaßnahmen vorgesehen. Keine Vorratskammern existieren, und bald wird das Brot fehlen. Eine Gährung besteht unter den Bauern, man ist auf einen Aufstand gefaßt. Wenn sich das ereignet, meint Jost, so bedeute es das Ende von Reichenau. Er würde sich nach Zizers zurückziehen, wo er, wie er sich einbildet, sicherer wäre. Ich glaube kaum, daß die Fremden etwas zu befürchten hätten; nimmt aber die Sache einen schlimmen Verlauf, kehre ich nach Bremgarten zurück ... Alles das zielt darauf, die Neutralität der Schweiz zu brechen, und ich glaube kaum, daß sie sich noch lange halten kann.»

Die Aristokratenpartei hielt zu Oesterreich. Daß aber die sogenannten Patrioten glühende Anhänger der Französischen Partei waren, bezeugt der Brief vom 27. Dezember: «Vor einiger Zeit ging Jost nach Chur. Dort machten ihm gemäßigte Patrioten Vorwürfe. Was die Jakobiner vollführen, sei sehr gut, sie hätten triftige Gründe so zu handeln. Man sagte ihm auch, er sei nicht mehr der gleiche, schuld daran sei der verwünschte französische Aristokrat, den er beherberge, dieser verderbe ihm den Kopf. Andererseits sagte mir der Kaplan, der mir gut gesinnt ist, ich hätte Reichenau einen Dienst erwiesen; seit meiner Anwesenheit habe sich die Stimmung verändert, man sei nicht mehr so tollwütend wie vorher, mein Einfluß habe gut gewirkt, besonders auf Jost. Dieses Lob gebührt Ihnen wie mir, denn Ihre Briefe haben dazu beigetragen.»

Dieses Thema führt er weiter aus am 27. Januar. «Was ich Ihnen von den gemäßigten Patrioten von Chur schrieb, ist nur zu wahr. Ich könnte Ihnen solche nennen, die, von einem anderen Gesichtspunkt aus beurteilt, gewiß ehrsame brave Leute sind. Das Merkwürdigste ist, daß man in diesem Lande äußerst selten kluge und weise Politiker findet. Der Parteigeist reißt sie fast alle hin. Die, welche es nicht wagen, sich zu Gunsten der Ungeheuer auszusprechen, die jetzt Frankreich beherrschen, entschuldigen sie in jeder Hinsicht. Die andern (gemeint sind die tollwütenden) übertreiben mit ihrem Lob. Ihr Stolz und ihre Eigenliebe hindern sie, ihre Meinung zu ändern. Jeden Tag bekehrt sich Jost mehr zu dem, was ich als die gute Sache betrachte. Er legt Wert darauf, daß ich Sie davon benachrichtige.»

Die Volksbewegung erreichte, daß eine Standesversammlung einberufen wurde, die mehr als vier Monate lang tagte und ein Straf-

gericht einsetzte. Mehrere Abordnungen durchzogen Reichenau, und am 14. März 1794 übernachteten dort die Abgesandten des Oberlandes mit Begleitung, etwa 80 Mann. Wohl stießen die mit Säbeln und eisenbeschlagenen Prügeln bewaffneten Männer Drohungen gegen die Besitzer des Schlosses aus, jedoch ließen sie sich nicht zu Tätlichkeiten hinreißen. Das genügte aber, den Prinzen an die revolutionären Aufstände in Paris zu erinnern. Als er später noch einer der stürmischen Sitzungen in Chur beigewohnt hatte, bestärkte das seine Meinung, eine vielleicht blutige Staatsumwälzung stehe bevor. Andere hochstehende Persönlichkeiten hegten ähnliche Befürchtungen. Der österreichische Resident in Chur, z. B. der Baron von Cronthal, entfloh am 20. März 1794 nach Feldkirch; auch er glaubte an eine Revolution nach französischem Muster, von den Jakobinern inspiriert. In seiner Einbildung sah er bereits die Guillotine in Chur aufgepflanzt.

Montesquiou erhält recht pessimistische Mitteilungen vom Prinzen (24. März 1794). «Sicher wünsche ich, daß die Schweiz ruhig bleibe. Hier in Graubünden behauptet man, Sie seien gefährdeter, als Sie es vermuten. Glaubt man den Gerüchten, so bedroht schon ein Ungewitter das, was Ihre Hoffnung ausmachte, (ein ruhiges Asyl zu besitzen). Ich gestehe, unsere gemeinsame Lage beunruhigt mich. Bricht das Unheil aus, so scheint mir, das Beste wäre, uns nach Amerika hinüber zu retten. Der einzige Weg aus der Schweiz dorthin — und auch der ist nicht sehr sicher — führt durch das Veltlin in das venetianische Gebiet. Der arme Jost ist von der Lage tief bedrückt und ist froh, daß er sich nicht in die Wirren eingemischt hat, denn die Sache nimmt eine schlimme Wendung. Nun beginnt man zu begreifen, was man anfangs nicht einsah, daß das Volk sich überall gleich verhält, daß es überall ein wildes Tier ist, gierig nach Geld und Blut.»

Da trotz allen Gerüchten die Katastrophe noch nicht hereinbrach, meint der Prinz am 24. April 1794 zuversichtlicher: «Wie ist diese kleine Schweiz für uns wertvoll. Ohne sie fänden wir kein Asyl in Europa, denn in England, anstatt abzunehmen, häufen sich die Schwierigkeiten von Tag zu Tag. Der Wunsch aller Franzosen, die dort sind, dieses Land zu verlassen, bezeugt dies. Möge Gott unsere ruhige Zufluchtsstätte vor diesen unheilvollen Umwälzungen bewahren.» Stets schwankt der Prinz zwischen Furcht und Hoff-

nung. Am 26. Mai 1794 scheint ihm die Lage verzweifelt. Von Jost hatte er vernommen, Truppen kämen in Feldkirch an, ein Lager für 6000 Mann werde zubereitet. Da schreibt er: «Man bedenke, daß die armen Graubünder, ohne Waffen und Munition, sich nicht verteidigen können. Die Grenze ist nahe, ein feindlicher Handstreich treibt leicht die Standesversammlung auseinander und nimmt die Regierung gefangen. Mit Hilfe der Aristokratenpartei kann der Kaiser im Lande herrschen, ohne es zu besetzen. An Vorwänden fehlt es ihm nicht, sein Eingreifen den Schweizern gegenüber zu rechtfertigen.»

Nun glaubte der Prinz, der Zeitpunkt sei da, wo er Graubünden verlassen und sich nach Bremgarten begeben müsse. Zu gleicher Zeit hatte Jost wegen Unstimmigkeiten mit den andern Besitzern von Reichenau seinen Anteil verkauft und war im Begriff, sich nach Zizers zurückzuziehen. Dieser Umstand allein schon hätte genügt, den Prinzen zu bewegen, das Institut zu verlassen. Dieser letzte Brief des Prinzen aus Reichenau erwähnt auch die Reiseroute, die er einzuschlagen gedachte, um Bremgarten zu erreichen. «Früh am Morgen werde ich über den Kunckelpaß nach Pfäffers gehen, von dort bis Wallenstadt zu Fuß oder zu Pferd, wenn ich eines finde. Dann fahre ich über den See und miete für sechs Franken ein leichtes Gefährt bis Lachen, worauf ich wieder ein Schiff besteige und bis Bendlikon fahre, dem letzten Dorf vor Zürich.» Die Stadt, die ihn einst ausgewiesen, gedachte er zu umgehen, unbemerkt wollte er in Bremgarten spät abends eintreffen. Die Reise, welche zwei Tage beanspruchte, fand anfangs Juni statt, was ein Brief beweist, den er unterwegs am 4. Juni nach Reichenau sandte [28].

---

[28] Im Archiv der Barone Hottinguer in Paris befinden sich auch 5 Briefe (datiert vom 4. und 25. Juni, 2. und 29. Juli, 20. September 1794), die der Prinz nach seiner Abreise von Reichenau an seine Geliebte, Marianne Banzori, die Köchin von Jost, richtete. Raymond Recouly hat sie veröffentlicht (Op. cit.). — Da die heimliche Liebschaft des Prinzen Folgen hatte, forderte Jost eine Entschädigungssumme, was Anlaß zu einer unerquicklichen Auseinandersetzung gab. Recouly erzählt weitschweifig und sensationslüstern die heikle Angelegenheit.

IN BREMGARTEN

Hier wohnte er bei Montesquiou in der Antonigasse, in dem Hause, wo heute eine einfache Erinnerungstafel angebracht ist:

Wohnhaus
Louis Philipps
(Corby)
1793—1795 [29]

Da die beiden Freunde nun vereint waren, fehlen persönliche Nachrichten des Prinzen über seinen Aufenthalt in Bremgarten. Man weiß, daß sie gemeinsam mit dem Grafen de Montjoie, seiner Gemahlin und ihrem Bruder, eine kleine Kolonie von Flüchtlingen bildeten, in welcher auch ein franzosenfreundliches Mitglied der Behörde von Bremgarten, namens Honegger, verkehrte, sowie der ehemalige Landvogt Hottinger aus Zürich, wenn er hier auf Besuch weilte. Denis Cochin erzählt, daß Louis-Philippe auch den berühmten Arzt J. Hotze in Richterswil kennen lernte, den einst Madame de Genlis wegen des zarten Gesundheitszustandes der Prinzessin Adélaïde konsultiert hatte. Von dieser markanten Persönlichkeit erhielt der Prinz Aufschlüsse über die politische und wirtschaftliche Ordnung, die damals in der Schweiz herrschte. Dieses Land hatte er bisher als den Hort der Freiheit betrachtet, nun erfuhr er aus dem Mund eines gebildeten Eingeborenen Dinge, die ihn höchst erstaunten, so daß seine Vorstellung eines idealen, freiheitlichen Helvetiens

---

[29] In Wirklichkeit wohnte hier der Prinz nur ungefähr 10 Monate, von anfangs Juni 1794 bis anfangs März 1795.

Corby ist einer der vielen Decknamen, deren sich der Prinz vorsichtigerweise während der Revolutionszeit bediente. Als der wirkliche Corby, ein ehemaliger Adjutant Montesquious, diesen in Bremgarten besuchte, war er zuerst höchst verblüfft, als ihm jemand unter seinem eigenen Namen vorgestellt wurde. (Nach de Flers und Alexander Dumas, op. cit.) Der Name Montesquiou (Anmerkung 10) hätte es auch verdient, auf dieser Gedenktafel zu stehen. In Bremgarten war er unter dem Namen Chevalier de Rionel bekannt. Höchst widerstrebend nahm er einen Decknamen an, aber H. Hottinger bewies ihm, es sei notwendig. (Briefe an Hottinger vom 4. und 5. Dezember 1792, aus der Zeit seiner Niederlassung in Bremgarten.)

ins Wanken geriet. Auf seinen Wanderungen hatte er das Land nur von außen gesehen und mit den Einwohnern aus Vorsicht möglichst wenig Verkehr gepflegt. Graubünden allein kannte er einigermaßen, aber es war eine Welt für sich. Von Genf, das damals auch noch nicht zur Schweiz gehörte, wußte er durch Rousseau, daß diese angeblich demokratische Republik einer ebenso aristokratischen Regierung unterworfen war wie das patrizische Venedig. Nun fand er hier ähnliche Verhältnisse in den Städtekantonen. Als der Prinz zuerst sein Befremden ausdrückte, daß ein hochangesehener Arzt wie Hotze nicht in Zürich praktiziere und nicht zu Aemtern und Ehren gelangt sei, wurde ihm erwidert, nur Stadtbürger hätten ein Anrecht auf Stellen und Aemter in der Regierung; daß der Bruder des Arztes, der Baron von Hotze, der in österreichischen Diensten zu den höchsten militärischen Stellen gelangt war, in Zürich sich mit dem Rang eines Unteroffiziers hatte begnügen müssen. Es ist überflüssig, alles das aufzuzählen, was der Prinz noch erfuhr; mehr mag interessieren, was er davon hielt. «Es ist ein Unglück», schreibt er, «für die Regierenden und die Regierten, daß die einen hartnäckig mit Gewalt im Genusse der Privilegien verharren; auf diese Weise werden die andern gedemütigt und der Vorteile beraubt, an welchen ihnen die Bildung und das Talent ein Anrecht verleihen. Darin liegt der Keim für die Revolutionen».

Man sieht, der politische Flüchtling wittert hier, wie schon in Graubünden, neue Revolutionen. Er notiert die Unzufriedenheit der relativ wohlhabenden Landwirtschaft treibenden Bevölkerung rings um den Zürichsee, auch der im Kanton Luzern und im Aargau, und hält bereits die Bauern «pour des révolutionnaires rongés de jacobinisme». Aber darin täuschte er sich. Kein neuer Bauernkrieg brachte wenige Jahre später den Umsturz, sondern die ins Land eindringenden Soldaten der französischen Revolution.

Die Demokratie in den Urkantonen bezeichnet der Prinz als ungehemmt, zügellos, besonders die in Schwyz. Er äußert sich wie folgt dazu: «Nach meiner Meinung vertreibt die absolute Demokratie den Reichtum, weil sie ihm keinen genügenden Schutz gegen den Neid der Nichtsbesitzenden gewährt. Mit Vorliebe zielt sie dahin, die Vermögen gleichzuschalten, und diese Tendenz schadet der Industrie, die den Reichtum schafft, und beunruhigt den Reichen, der seinen Besitz wahren möchte. Nur wo den Gesetzen blind gehorcht wird,

setzt sich der Reichtum fest, darf er sich ohne Furcht zeigen und kann er das Wirtschaftsleben befruchten. Ich zweifle, daß sich dieser blinde Gehorsam in einer solchen Demokratie halten kann. Der erste unbedachte Impuls des Volkes dringt notwendigerweise durch, da die absolute Demokratie weder die Gewalt noch die nötige Autorität besitzt, um die erhitzten Gemüter rechtzeitig zur ruhigen Besinnung zu zwingen.» Diesem Gedanken blieb Louis-Philippe stets treu.

Im Oktober 1794 stieß zur kleinen französischen Kolonie in Bremgarten die Gräfin de Flahaut mit ihrem Sohne [30]. In den Salons des Palais-Royal hatte sie den Prinzen zur Glanzzeit seines Vaters, Philippe Egalité, bereits kennen gelernt. Madame de Flahaut war dreizehn Jahre älter als Louis-Philippe. Im Gegensatz zu seiner ehemaligen Gouvernantin, Madame de Genlis, besaß sie einen angenehmen, sanften Charakter, so daß sie bald seine vertraute Freundin und sozusagen seine Beschützerin wurde.

DER PRINZ VERLÄSST DIE SCHWEIZ

Gegen Ende des Jahres 1794 zirkulierten in Frankreich wie in Deutschland infamierende Gerüchte über den Prinzen; beim Verlassen der Armee hätte er riesige Summen Militärgelder an sich gebracht und lebe nun prunkvoll in Bremgarten in einem Palast, den Montesquiou mit Hilfe des Goldes der Engländer erbaut habe. Der Prinz wollte nun nicht länger Gegenstand einer Verleumdung sein, die ihn und Montesquiou gleichzeitig traf. Rasch entschloß er sich fortzuziehen und nach Amerika auszuwandern. Da wandte sich die Gräfin an seine Exzellenz, den Herrn Gouverneur Morris, den bevollmächtigten Minister der Vereinigten Staaten in Frankreich (1792—1794), der, wie sie, als häufiger Gast im Palais-Royal verkehrt hatte, und beschrieb ihm die Lage des Prinzen. Postwendend erhielt dieser eine Antwort. Er wurde eingeladen, sich nach Amerika

---

30 In der Geschichte ist sie durch ihre Nachkommen bekannt. Ihr Sohn, der spätere General de Flahaut, hatte als Vater Talleyrand. De Flahauts Liebschaft mit der Königin Hortense entsproß der bekannte duc de Morny, der Halbbruder von Napoleon III.

zu begeben, dort würde er in Ruhe den Schutz der Regierung genießen. Für die Reisekosten war ein Wechsel von 100 Louisdor auf eine Bank in Basel beigefügt. Mit Brief vom 24. Februar 1795 nahm der Prinz sofort das Angebot an [31]. Bremgarten verließ er anfangs März, in Begleitung des Grafen de Montjoie, der Gräfin de Flahaut, sowie des treuen Dieners Baudoin. Nun begann wieder die Korrespondenz mit Montesquiou. Der erste Brief nach der Abreise, datiert von irgendwo jenseits des Bodensees, skizziert die Reiseroute durch die Schweiz. Zürich, Winterthur und Wil am 10. März; am folgenden Tag St. Gallen und Rorschach. Dann Rheineck und Bregenz am 12. März. Sie reisten in einem Fuhrwerk, de Montjoie unter dem Namen Froberg, der Prinz hieß Müller und Madame de Flahaut figurierte als seine Cousine. Reiseziel war Hamburg-Altona. Mit Baudoin machte der Prinz einen Abstecher nach dem Nordkap, bereiste Dänemark, Norwegen, Lappland, Finnland und Schweden. Erst am 24. September 1796 bestieg er das Schiff nach Amerika.

---

31 Nach Alexander Dumas (op. cit.).